Anfang.
gottesdienst.
Warburger
Blatt haben
Erfolg.
Ausstellung
Marktplatz 58
27!
Pfg.

wundervoll in den französischen Betten. Hohe Kachelöfen wie bei uns kennt man kaum. Dafür hat man breite Kamine von der einfachsten bis zur elegantesten Ausführung.

Herrenzimmer findet man nur in ganz großen und vornehmen Wohnungen. In einfachen, bürgerlichen Haushaltungen ist entweder das Speisezimmer oder der Salon gleichzeitig Herrenzimmer. Das heißt, in der Ecke steht ein zierlicher Schreibtisch, aber benutzt wird er anscheinend selten. Die Korrespondenzen oder sonstigen schriftlichen Arbeiten werden fast durchweg am großen Tisch im Speisezimmer erledigt.

Ein besonderes Kapitel bildet das Telefon. Im Privathaushalt ist es so gut wie gar nicht vorhanden. (Das Telefonbuch der Riesenstadt Paris hat ungefähr den Umfang wie das von Hannover!) Vorsintflutliche Apparate, schlechte Verständigung. Vielfach Störungen. Automatische Fernsprecher gibt es selbst bei der Post nur vereinzelt und meistens funktionieren sie nicht. Will man dort telefonieren, muß man einer Beamtin die gewünschte Nummer und das Amt sagen, und sie stellt dann den Anschluß her. Da in den Postämtern nur eine Dame für diese Zwecke angestellt ist, kann man Schlange stehen, bis man zu seinem Gespräch kommt.

Nun zu den Mieten. Wie bereits gesagt, nachdem ich zwei Dutzend Wohnungen besichtigt hatte, fand ich eine mir zusagende an einem großen Boulevard für 700 Franc monatlich. Für eine bürgerlich eingerichtete Wohnung von vier bis fünf Zimmern wird ein monatlicher Mietpreis von 700 bis 2000 Franken gefordert. Die Vermieter haben für die leere Wohnung eine jährliche Miete von 1000—6000 Franc zu zahlen. In den Vororten, die schnell und bequem zu erreichen sind, stellen sich die Preise für möblierte und unmöblierte Wohnungen um etwa ein Viertel billiger.

In Paris sind leere Wohnungen so gut wie gar nicht zu haben. Aber man kann Wohnungen mit den Möbeln kaufen. Hierfür wurden mir 10 000—20 000 Franc abverlangt. Dazu zahlt man eine Abstandssumme für die Abtretung des Mietsvertrages.

In den Vororten ist es nicht so schwer. Da hat man sogar eine größere Auswahl. Und den Vorteil, daß das Leben noch billiger ist als in Paris.

Man kann auch in einem Neubau eine Wohnung erwerben, indem man den Anteil des Hauses kauft den die betreffende Wohnung repräsentiert. Im westlichen Stadtviertel Passy und am Champ de Mars, wo augenblicklich viel gebaut wird, beträgt der Anteilpreis für 5 Zimmer mit allem Komfort zwischen 80 000 und 100 000 Franken. Dafür ist man Mitbesitzer des Hauses und hat keine Miete zu zahlen, sondern lediglich die städtischen Abgaben und Steuern.

Technische Höchstleistungen im Altertum.

Von Dr. Hermann Oberlies-Würzburg.

Mancher denkt gewiß von den technischen Leistungen des Altertums gering; denn er vergißt, daß über uns und unser Zeitalter der Technik vielleicht schon in hundert Jahren die Welt auch mitleidig lächelt, weil man bis dahin technische Erfindungen gemacht hat, gegen welche die der heutigen Zeit, gemessen am Maßstab des Altertums, vielleicht noch unbedeutender erscheinen. So darf jede Zeit nur aus sich selbst heraus verstanden werden, weil man ihr meist Unrecht tut. Unter diesem Betrachtungswinkel hat das Altertum tatsächlich technische Höchstleistungen gehabt, vor denen wir voller Ehrfurcht stehen müssen, zumal im Hinblick auf die Mittel und Kenntnisse, die den Technikern jener Zeit zur Verfügung standen. Wie stark die Leistungen jener Zeit auf manche neuere Forscher gewirkt haben, kann man daraus ermessen, daß man eine Zeit lang allen Ernstes geglaubt hat, die früheren Menschen hätten Mittel und Wege gefunden, die Gesetze der Schwerkraft aufzuheben. Eben weil man die ungeheuren Leistungen sich nicht anders vorstellen konnte. Jedenfalls hat das Altertum mit seinen viel einfacheren Hilfsmitteln noch heute nicht Uebertroffenes geleistet. Zweifellos hatten die Alten Kenntnisse physikalischer Art, die bis heute noch nicht wieder entdeckt worden sind. Alle technischen Höchstleistungen im Altertum im engen Rahmen dieses Aufsatzes aufzuzählen, ist natürlich nicht möglich. So sei hier in der Hauptsache nur die Rede von den technischen Höchstleistungen, die schon im Altertum als die sieben Weltwunder bekannt und berühmt waren. Diese sieben Weltwunder waren: die Pyramiden, die hängenden Gärten des Semiramis, das Artemision zu Ephesos, der Zeus des Phidias, das Mausoleum bei Halikarnaß, der Koloß von Rhodos und der Leuchtturm auf der Insel Pharos. Später rechnete man auch noch den Zeusaltar auf Pergamon zu den Weltwundern.

Die Bauzeit der Pyramiden war das dritte Jahrtausend v. Chr. Die ältesten, die nahe der Totenstadt Memphis lagen, waren Stufenpyramiden, deren Einzelabstufungen zehn Meter und mehr betrugen. Am bekanntesten wurde die Pyramide des Cheops (Chephren), die nahe der neuerdings ganz ausgegrabenen Sphinx (ein Königsporträt) steht. Die Cheopspyramide ist die größte und zugleich rätselhafteste aller — es gibt etwa 70 — Pyramiden. Die Länge ihrer Grundlinien beträgt 232,16 Meter. Ihre Höhe 147,80 Meter. 2 300 000 Einzelblöcke sind in 210 Schichten aufeinandergelegt, zusammen 2½ Millionen Kubikmeter Mauerwerk! Nach dem Bericht Herodots sollen 100 000 Arbeiter 20 Jahre an diesem größten aller Bauwerke gebaut haben. Wie alle Pyramiden ist auch diese nach den vier Himmelsrichtungen orientiert; dabei ist sie so abgeschrägt, daß die Mittagssonne die Pyramide von Ende Februar bis Mitte Oktober derart beleuchtet, daß sie keinen Schatten wirft. Ueberhaupt zeigen die ganzen Maßverhältnisse eine beinahe unfaßbare Kenntnis mathematischer und astronomischer Art, die von Neueren erst mühsam wiedergefunden werden mußte. So ist die Cheopspyramide nicht nur das größte, sondern auch seltsamste Bauwerk der Erde.

Semiramis war eine assyrische, herrschgewaltige Königin des 9. Jhs. v. Chr. Ihre sagenumwobene Gestalt wurde dann zu einer mythischen Königin Semiramis der babylonischen Frühzeit — und dieser Semiramis werden die hängenden Gärten zugeschrieben. Im Mythus wurde Semiramis zu einer medischen Prinzessin, die aus dem Gebirgsland Medien in das Tiefland des Euphrat und Tigris kam. Um ihre Sehnsucht nach den Bergen ihrer Heimat zu stillen, habe ihr königlicher Gemahl in der Ebene ein kleines Gebirge aufschütten und es bepflanzen lassen, so daß die Hänge der künstlichen Hügel zu den hängenden Gärten der Semiramis geworden seien. Die Möglichkeit einer solchen ungeheuren Aufschüttung muß zugegeben werden, da sie im Sinne jener Zeit lag, die mit Hilfe ihres unerschöpflichen und billigen Menschenmaterials Größtes unternehmen konnte. Viele Forscher wiederum halten die hängenden Gärten der Semiramis für einen Teil des Mythus, also für nie vorhanden gewesen und lassen sie höchstens als Terrassen- und Dachgärten im alten Babylon gelten.

Das dritte Weltwunder der Alten war das riesige Artemision bei Ephesus in Kleinasien, ein Tempel größten Ausmaßes, an dem 120 Jahre gearbeitet wurde. Der unermeßlich reiche Lyderkönig Krösos schenkte einen großen Teil der Säulen, deren Höhe — kaum zu glauben — allein 20 Meter betrug! Der Tempel verhalf übrigens dem Herostrat zu einer traurigen Unsterblichkeit, der ihn im Jahre 356 in Brand steckte. Es soll in der Nacht geschehen sein, als Alexander — nachmals der Große genannt — geboren wurde. Nach dem Brande erstand der Tempel in größter Pracht noch einmal. Seine riesigen Trümmer wurden bei Ausgrabungen teilweise noch gefunden.

Der historischen Zeitfolge nach ist das vierte Weltwunder der Zeus des Phidias, das diesem Künstler die Unsterblichkeit sicherte. Dieser Zeus stand oder vielmehr saß im Zeustempel zu Olympia, dem Ort der berühmten Wettkämpfe; er hatte etwa siebenfache Lebensgröße, so daß der Cellaraum fast für ihn zu klein erschien. Das Bildwerk war in Goldelfenbeintechnik hergestellt, einer seltenen und sehr schwierigen Technik, die den Holzkern einer Statue mit Elfenbein- und Goldplatten umgab, wobei Elfenbein die nackten Teile, vor allem das Gesicht, darstellte. Noch heute weiß man nicht, wie die Elfenbeinplatten zusammengefügt werden konnten, daß keine Fugen zu sehen waren. Man verstand auch damals Elfenbein zu erweichen und dann zu formen. Menschliche Habsucht ließ von dem Wunderbild keinen Splitter übrig.

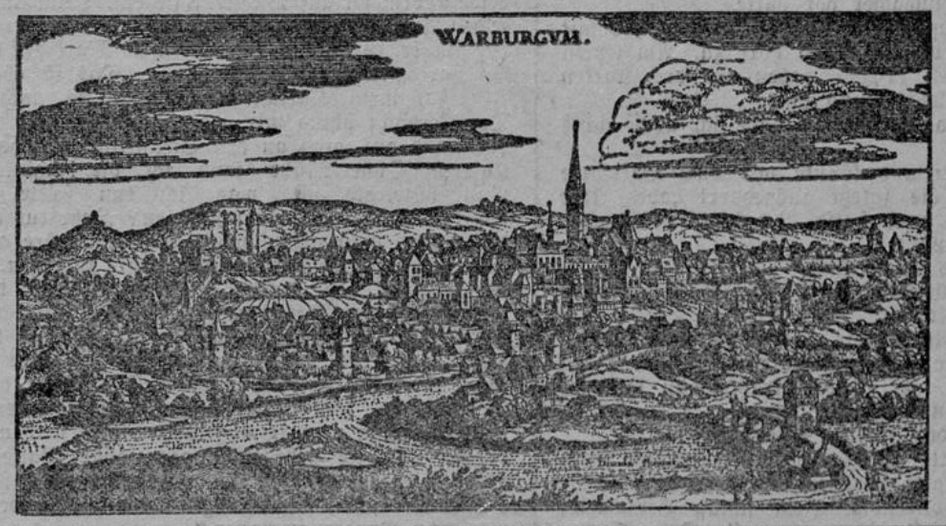
Ein Wunderwerk erschien den Alten auch das Grabmal des Mausolos (daher der Name Mausoleum) zu sein, das dessen Schwester und Gattin Artemisia 353 v. Chr. zu Halikarnaß in Kleinasien errichtete. Es war ein Bau von 46 Meter Höhe. Ein quadratischer Unterbau von 66 : 77½ Meter umschloß das Grab, darüber war eine Zelle von 36 Säulen umgeben. Ueber dem Säulenbau lag als Dach eine Stufenpyramide, deren Bekrönung ein Viergespann bildete. Auf diesem sollen die vier Meter hohen Statuen des Mausolos und der Artemisia gestanden haben.

Eine technische Leistung ersten Ranges war auch der Koloß von Rhodos, eine Statue des Gottes Helios: Höhe 32 Meter. Nach einer falsch gedeuteten Inschrift soll die Statue mit gespreizten Beinen über der Hafeneinfahrt gestanden haben. Ein Erdbeben warf schon nach 66 Jahren den Koloß um. Seine Trümmer waren noch staunenerregend. Wenige Menschen nur vermochten den Daumen zu umspannen. Die Finger allein waren größer als eine Statue. Felsblöcke im Inneren hatten den Koloß gestützt; er war ein Erzbild des Künstlers Chares.

Der Leuchtturm von Pharos lag vor Alexandreia. Seine Gesamthöhe betrug 110 Meter! Er hatte drei Stockwerke. Der erste war 60 Meter hoch und quadratisch; der zweite war achteckig; der dritte bildete die Laterne, die das offene oder — nach anderer Meinung — geschlossene Feuer trug, das eine Lichtweite von 57 Kilometern gehabt haben soll. Es war ein Holzfeuer, mit Harz, Teer und Asphalt getränkt. Ferner soll dort ein Vergrößerungsspiegel gewesen sein, mit dem man die fernsten Schiffe sehen konnte. Die Baukosten des Leuchtturmes betrugen 8000 Talente = 3 600 000 Mark. Der Zeusaltar von Pergamon war im Unterbau 34,60 : 37,70 Meter. Der Unterbau umzog 13 Meter lang und 2,80 Meter hoch der berühmte Gigantenfries.

Warburger Warte

Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes



Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg.

Nr. 21 — 16. März 1927 — 2. Jahrgang

Im Schatten des Verdachts.

Roman von Fritz Skowronnek.

14) Copyright by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Nachdruck verboten.

8. Kapitel.

In der nächsten Woche war Forstgerichtstag in Pillkallen. Das war auch ein Festtag für die Grünröcke; sie erhielten so reiche Reise- und Taggelder, daß sie die Kosten einer fröhlichen Kneiperei damit reichlich bestreiten konnten. Die Uebeltäter, die meist wegen geringer Uebertretungen angezeigt waren, pflegten fast nie zu leugnen, aber der betreffende Beamte mußte doch zur Stelle sein, um nötigenfalls die Sache auf den Diensteid zu nehmen.

Karl hatte nachts einen Knecht, der die Pferde auf der Schorung im Walde weidete, erwischt und angezeigt. Er mußte es tun, um sich selbst den Rücken zu decken, denn wenn der Forstmeister die Spuren auf der Schonung fand und es war keine Anzeige da, dann gabs einen Rüffel. Manche Grünröcke hatten Mühe, einen Uebeltäter zu finden, den sie anzeigen konnten. Als Scherz wurde von einem findigen Grünrock erzählt, daß er mit einem alten Weibe einen Pakt geschlossen hatte, daß es sich regelmäßig beim Holzstehlen vom Förster erwischen ließ.

Die meisten Angeklagten erschienen nicht, sie ließen sich in ihrer Abwesenheit „verdonnern". Dann war der Fall in einer Minute erledigt. Der Bursche, den Karl angezeigt hatte, war erschienen und leugnete. Er hatte auch Zeugen aufgebracht, die beschwören sollten, daß er in der Nacht zu Hause gewesen sei. Ein anderer müsse seinen Namen mißbraucht haben. Karl konnte den Angeklagten nicht mit Sicherheit wieder erkennen, der Bursche wurde freigesprochen. — Der alte Ritter tröstete den jungen Kollegen, der sich über diesen Mißerfolg ärgerte. Das könne jedem in einer fremden Gegend passieren.

„Ja, aber man kann denken, daß ich die Anzeige aus der Luft gegriffen habe, um die Spesen zu schlucken."

„Daran denkt niemand, so raffiniert sind wir hier nicht. Nun kommen Sie, wir wollen den Aerger durch ein Glas Bier runterspülen."

In dem Gasthaus, in dem sie einkehrten, brauste es schon wie in einem Bienenschwarm. Dreißig, vierzig Grünröcke saßen dicht gedrängt an kleinen Tischen in lebhafter Unterhaltung. Mitten drunter Heimbacher. Er schien aufgeräumt, beinahe lustig. Karl glaubte die Ursache in der halben Flasche Moselwein zu erkennen, die vor ihm stand. Heimbacher winkte ihm vertraulich mit der Hand einen Gruß zu, stand auf und kam zu ihm heran.

„Sagen Sie mal, kennen Sie die Regierspitze genau? Wie ist die Stelle?"

„Nicht besonders, leichter Boden, die Wiesen schlecht und weit entfernt."

„Aber die Nähe der Stadt! Ich kann meine Kinder von Hause ins Gymnasium schicken."

„Wird die Stelle frei?"

„Ja, der alte Adam nimmt Pension, ich habe mir schon Urlaub geben lassen und fahre morgen nach Gumbinnen."

In demselben Augenblick trat Wolf zu ihnen und fragt Heimbacher, ob es wahr wäre, daß er sich wegmelden wolle.

„Ja, ich will heraus hier aus diesem Dreck."

„Das glaube ich Ihnen," erwiderte Wolf in einem Ton, dem man den Hohn deutlich anmerkte. „Der Forstmeister wird Sie schon weglogen, aber es werden Ihnen wohl ältere Kollegen mit besseren Konnexionen zuvorkommen."

Mit erzwungener Ruhe erwiderte der Förster: „Na, Sie würde der Forstmeister doch auch weglogen, wenn sie sich versetzen lassen wollten."

Wolf lachte laut auf: „Selbstverständlich. Wissen Sie was, Heimbacher, ich lasse mich nach Masuren versetzen. Vielleicht ist in derselben Oberförsterei eine Stelle für mich frei."

„Ich denke," erwiderte Heimbacher ruhig, „es wäre besser, wenn wir nicht mehr so nahe zusammenkämen, und unter alles einen Strich machen würden."

Er hatte so laut gesprochen, daß die Grünröcke, die ihnen zunächst saßen, aufmerksam wurden. Nun hob auch Wolf seine Stimme und sagte scharf:

„Worunter Sie einen Strich machen wollen, geht mich nichts an. Aber worunter ich den Strich machen soll, bitte ich, mir zu sagen."

Der alte Ritter trat hinzu. „Kinder, ihr wollt doch nicht hier eine Szene aufführen. Das könnt ihr wo anders abmachen."

„Sie haben recht, Kollege," erwiderte Heimbacher, „die Auseinandersetzung kann auch wo anders erfolgen, aber gründlich."

„Vergessen Sie es bloß nicht, sonst muß ich Sie daran erinnern," rief Wolf im Abgehen höhnisch. „Komm, Karl, wir gehen zusammen. Ich habe heute keine Lust zum Trinken."

Als sie die Stadt hinter sich hatten, fragte Karl, was Wolf eigentlich mit Heimbacher vor hätte.

„Ich will es dir sagen und muß es dir sagen, damit du mich nicht falsch beurteilst. Also höre zu. Am letzten Abend, den dein Bruder erlebte, haben wir drei Karten gespielt, Birkner, Heimbacher und ich."

„Du warst auch dabei? Davon habe ich noch nichts gehört."

„Ja, ich war dabei und könnte mir auch Vorwürfe machen daß ich nicht bis zuletzt ausgeharrt habe. Aber mir stand der Ekel bis zum Halse. Ich hatte Heimbacher beim Falschspielen ertappt."

„Wort, bedenk, was du sprichst."

„Ich bin ganz nüchtern und weiß, was ich rede. Hier sind die beiden Karten."

Er holte die Brieftasche vor und nahm zwei Karten herab, ein As und eine Zehn. „Sieh mal, hier oben den winzigen hellen Punkt. Er ist eingekratzt, man kann es mit den Fingern fühlen." —

„Wie bist du zu den Karten gekommen?"

„Hör zu. Ich hatte zuerst verloren. Als ich mein Geld wiedergewonnen hatte, hörte ich auf; denn ich brauchte meine paar Kröten notwendig. Jetzt schlug Heimbacher vingt-et-un vor. Ich hielt nicht mehr mit. Dein Bruder ließ einen Hunderter wechseln und fing an zu spielen. Er verlor Schlag auf Schlag. Wenn er zwanzig hatte, kaufte Heimbacher noch mit achtzehn und gewann. Ich hatte noch keinen Argwohn. Plötzlich fällt mir eine Zigarrenspitze 'runter. Ich bückte mich nach ihr und sehe unter dem Tische zwei Karten liegen. — Ich nehme sie beide unbemerkt auf und stecke sie ein. Heimbacher hatte im selben Augenblick wieder einen großen Schlag mit zwanzig. Ich glaube, es standen mindestens 30 Mark auf dem Spiel."

Karl zitterte vor Aufregung. „Das ist aber zu toll."

„Ja, mein Karlchen, mir war es auch schrecklich. Der Verdacht schlug mir gegen den Kopf wie ein Axthieb. Ich stand auf, ging an den Schanktisch und besah mir die Karten: Ohne Mühe fand ich die gezinkten Stellen. Nun überlegte ich, was ich tun sollte. Sollte ich vor den Bauern Skandal schlagen? Jetzt tut es mir leid, daß ich es nicht getan habe. Vielleicht wäre alles anders gekommen. Ich beschloß, vorerst nichts zu sagen. Ich wollte am nächsten Tage deinen Bruder aufklären, dann wollte ich mit ihm zu Heimbacher gehen und ihm den Gewinn abknöpfen. — Ich stand auf und ging mit kurzem Abschied weg. Ich war schon ein ganzes Ende gewandert, als ich merkte, daß ich nicht mein Gewehr hatte, meine Doppelflinte, sondern dem Heimbacher seinen Drilling. Ich sehe nach, er war ungeladen. Das war mir unangenehm, denn ich gehe nicht gern ohne Waffe durch den Wald. Ich kehrte also um und sah durchs Fenster, daß Heimbacher schon weggegangen war. Am andern Morgen war dein Bruder erschossen."

(Fortsetzung folgt)

Die sterbenden Hände.

Historische Skizze von O. H. Ott.

Einige Geschichtsschreiber des Dreißigjährigen Krieges tun eines Hauptmanns und späteren Obristen Wilieckі oder Wiljeżki Erwähnung, eines Polen aus der Wilnaer Gegend, der im Solde Wallensteins stand und sich durch manche Sonderlichkeit wie auch durch einen seltsamen Tod auszeichnete.

Vornehmlich war es seine Haltung Frauen gegenüber, die ihn als Sonderling, wenn nicht gar als Narren erscheinen ließ. Von selbst versteht sich, daß er als Offizier des Kaisers mit Höflichkeit und Takt die Damen seiner Bekanntschaft behandelte, keine hatte Grund, sich über Mangel an Ritterlichkeit zu beklagen. Im Gegenteil, seine Verschrobenheit äußerte sich geradezu in übermäßiger Demut: er hatte die Gewohnheit, sich vor jungen Mädchen, überhaupt vor jedem unbemannten Weibe bis in den Staub zu neigen und war durch keinen Spott, durch den gröbsten Hohn nicht zu bewegen, von dieser für einen Krieger so lächerlichen Sitte zu lassen. Allerdings blieb er standhaft darin, daß er nur Jungfrauen von reinem Lebenswandel und gutem Ruf mit dieser Ehrung bedachte; Mädchen von lockeren Sitten, Ehefrauen und Witwen grüßte er — wie jeder andere — auf eine gewöhnliche, wohlerzogene Weise in der Abstufung, die ihnen auf Grund von Stellung und Geburt zukam.

Einmal hätte sein Gebaren fast zu schlimmen Folgen geführt. Das war, als Gregor Wiljeżki seine Hochzeit feierte. Er hatte während des langen Winterlagers in Böhmen des öfteren bei einem begüterten Edelmann Gastfreundschaft genossen, dessen Tochter lieben gelernt und schließlich heimgeführt. Sie war eine strenge, nicht mehr ganz junge Dame und sah diese kindische Demut bei ihrem sonst so mannhaften, ja rauhen Verlobten ungern. Als man nun an der Hochzeitstafel saß, geschah es, daß er unter den Speisenträgern eine zierliche junge Magd bemerkte, die eine Platte mit gesottenen Fischen anbot. Da sie rein und fromm aussah und nichts in ihren Zügen auf einen verwerflichen Lebenswandel schließen ließ, erhob sich, sobald sie neben ihm stand, der Bräutigam und beugte sich vor ihr in den Staub, nicht anders, als er es kurz zuvor bei seiner Braut getan hatte. Etliche seiner Kameraden wurden darüber fast zornig, die Damen der Tafelrunde rümpften die Nasen über solch hündisches Benehmen, und die Braut hätte im ersten Aerger den Saal verlassen, wäre nicht ihr Vater hinzugetreten und hätte sie beruhigt. Wiljeżki nahm von den Fischen, zeigte sich als anregender Plauderer und tat, als hätte er von dem Unwillen der Gesellschaft überhaupt nichts bemerkt.

Am Abend führte er seine Braut heim und ruhte, zum ersten Mal als Gatte, an ihrer Seite. Von da ab unterließ er die demütige Begrüßung und zollte seiner Ehefrau nur die übliche Höflichkeit, nicht gerechnet die zahlreichen Liebesbeweise, die unter Neuvermählten üblich sind. Uebrigens mußte er bald wieder ins Feld rücken.

Sechs oder acht Jahre zuvor, also kurz nach dem Ausbruch des großen Krieges, war es in der Pfalz schlimm hergegangen. Es gab unter den Wallensteinischen einige Regimenter, die nur aus Lumpen, Säufern und Raufbolden zu bestehen schienen, die lieber plünderten als kämpften und das ganze Land mit ihrem rohen und gemeinen Geschrei erschreckten. Von diesen übel beleumdeten Truppen tat sich besonders ein polnischer Wachtmeister hervor, der sich Stanislaus Veyda nannte und sich im Saufen, Würfelspielen und Fluchen nicht genug tun konnte. Auch saß ihm das Messer sehr lose im Koller.

Eines Tages, als er, vom pfälzischen Weine trunken, sich in den Feldern erging, traf er ein Mädchen, ein frisches junges Ding von fünfzehn oder sechzehn Jahren, das mit einem Strauß Feldblumen zum Dorfe wanderte. Es kam ihm gerade recht. Ein so junges Blut und frisches Gesicht hatte er sich schon längst gewünscht. Ohne viele Worte packte er sie und wollte ihr Gewalt antun. Doch die Jungfer wehrte sich wie eine Verzweifelte, schrie und wand sich, bis den Wachtmeister die unsinnige Wut packte und er ihr das Messer in den Hals und in die Brust stieß. Er ließ die Tote liegen und wankte in sein Quartier, wo er wiederum dem Weine zusprach und sich im Rausche verriet.

Nun war es richtig, daß in jener Zeit vielerlei Raub, Mord und Schändung geschah, ohne daß die Herren vom Feldgericht sich die Köpfe zerbrachen. Im Kriege ist eben der Mensch oftmals nichts wert. Wer sollte sich um ein Schicksal kümmern, wenn Pestilenz und Musketenkugeln das große Sterben diktieren? Aber diesmal war das Verbrechen zu offensichtlich, die Empörung zu allgemein, und zudem war die Tat fast unter den Augen des Feldherrn geschehen. Als nun gar die Geistlichkeit Bestrafung des Verbrechers forderte, gab es keine Ausflüchte mehr. Veyda wurde wegen grausamen Mordes an dem Mädchen — „mit Messerstichen, wie man ein Kalb metzget", hieß es in der kurzen Anklageschrift — zum Strange verurteilt. Er hatte das unwahrscheinliche Glück, auf die Bitten der greisen Fürstin G., in deren Schloß Wallenstein Quartier genommen hatte, begnadigt zu werden. Bevor aber der Wachtmeister freigelassen wurde, mußte er vor der Fürstin ein Gelübde ablegen, „sich vor jeglicher reiner Jungfrau in den Staub zu neigen, sowie keine zu begehren außer, wenn Gott es fügen sollte, zu christlicher Ehe" und empfing den Fluch, daß seine Mörderhände bei lebendigem Leibe verfaulen sollten, bräche er je sein Gelübde.

Veyda leistete den Schwur und wanderte, aus seiner Truppe ausgestoßen, nach Polen zurück. Kameraden wollten ihn später noch bei einem Treffen gesehen haben, doch müssen sie wohl von einer Aehnlichkeit genarrt worden sein. Immer, wenn sie der Sache auf den Grund gingen, hieß es, der Vermutete sei nicht Veyda, sondern ein polnischer Offizier von Adel, der sich Wilieckі oder Wiljeżki nenne.

Ein Jahr nach seiner Eheschließung wurde Gregor Wiljeżki vom Herzog von Friedland zum Obristen eines Jägerregiments gemacht. Er war jetzt ein Mann in der Blüte seiner Kraft, stark wie ein Bär, in Sammetwams und Spitzenkragen ein schmucker Geselle und ein Kerl von Mut, wie die Narben auf Stirn und Schädel bezeugten. Auch war er sonst kein Duckmäuser, trieb Allotria, spielte und rauchte seinen Tobach wie jeder andere kaiserliche Offizier. Nur von einem hatte er nicht lassen können: in allen ehrbaren Jungfern schien er die Mutter Gottes zu sehen und neigte sich vor ihnen ungeachtet aller Spöttereien zur Erde.

So zu tun, hieße die Ehre eines Offiziers schänden, sagte einmal einer, und andere stimmten ihm laut bei. Es gab Streit und Schimpf; ganz offen nannte man den Obristen einen armen Narren, und bald kam alles dem Feldherrn zu Ohren. Der ließ sich, ganz unauffällig, den Wiljeżki kommen, machte mit ihm und mehreren anderen einen Erkundungsritt, aber nicht sehr weit vom Lager, war in bester Laune und scherzte mit den Herren, wie es keiner gewohnt war.

Als sie so mit ihren Rössern auf einer Anhöhe hielten, näherte sich ein Mädchen, das von der Weide kam und einen Eimer voll Milch trug. Sie war ein stilles Geschöpf, nicht ohne Reize und offensichtlich unverdorben. Der Herzog begehrte zu trinken, sie reichte ihm die Milch, und bald ging der hölzerne Eimer von Mund zu Mund. Als die Reihe an Wiljeżki kam, blickte der Feldherr scharf hin, doch die erwartete Verbeugung blieb aus. Wiljeżki stand neben seinem Schimmel und zögerte wohl eine Weile, doch als er die Augen der Generale auf sich gerichtet sah, trank er eilig, ohne das Mädchen anzusehen, wischte sich den Bart und streichelte sein Pferd. Der Herzog warf der Kunkel einen böhmischen Gulden zu und ritt mit den Herren davon. So schlimm schien es also mit dem „Narren" Wiljeżki nicht zu sein. —

Von diesem Tage ab war der Obrist ein kranker Mann. Er wurde bleich und elend, klagte über Schmerzen in Händen und Armen und wurde unsagbar verschlossen. Der Chirurgus, der ihn auf Gliederreißen behandelte, vermochte ihm nicht zu helfen. Er wurde sogar hinausgejagt, und Wiljeżki ließ niemand mehr an seinen Körper kommen. Die Handschuhe, große Stulpen aus grauem Rehleder, trug er Tag und Nacht, machte auch jetzt an Stelle seines großen schnörkeligen Namenszuges nur mühsam drei Kreuze. Die Laune verließ ihn, doch nicht der Mut. Denn er wagte sich beim nächsten Treffen vor die vordersten Linien und zwar in einer so tollkühnen Weise, daß es schien, als wolle er fallen. Er erhielt einen Schuß in den Hals und wurde bewußtlos ins Lager zurückgetragen.

Am Abend starb er in seinem Zelt. Man hatte Kerzen an seiner Bahre aufgestellt, und mancher Krieger kam, um Abschied zu nehmen und ein kurzes Gebet zu sprechen. Der Leichenwäscher, der den Toten später entkleidete, soll erzählt haben, der Obrist habe an beiden Händen nur noch halbe Finger gehabt, verweste Stümpfe sozusagen, und es habe geschienen, als seien die Hände schon vor Wochen gestorben. Wiljeżki wurde mit kriegerischen Ehren bestattet. Seine Witwe betrauerte ihn, ohne an seiner Beisetzung teilnehmen zu können.

— — — — — — —

Manche halten dies einfach für ein legendenhaft ausgeschmücktes, alltägliches Ereignis, manche glauben fest an die Zusammenhänge, die in dieser Erzählung geschildert wurden, und andere wieder halten das Ganze für eine Lüge des Autors, die gleichwohl nicht ohne tieferen Sinn ist. In jedem Falle schien Veyda-Wiljeżkis Schicksal des Aufzeichnens wert.

Auf Wohnungssuche in Paris.

Von Adolf Abter-Paris.

Es ist nicht leicht, in Paris eine Wohnung zu mieten, aber doch bedeutend leichter als in Berlin oder anderen deutschen Städten. Hier wie dort bedient man sich gern einer Agentur. In Paris zahlt man 20—30 Franc Einschreibegebühren — Abonnement genannt —, wofür man das Recht erlangt, zwei Monate lang täglich die eingegangenen Adressen der zu vermietenden Wohnungen einzusehen. Diese Adressen zeigen gleich genau an, wieviel Zimmer die betreffende Wohnung hat, wie hoch die Miete monatlich oder jährlich ist, auf welche Zeit gemietet werden kann usw. Auch eine Angabe des Bezirks, in der die Wohnung liegt, fehlt nicht. Und eine Angestellte der Agentur gibt liebenswürdig Auskunft über die Fahrtverbindungen.

Das Büro, dessen ich mich bediente, hat täglich einen Eingang von dreißig bis sechzig Wohnungen, die zu vermieten sind. Leer oder möbliert. Leer mit dem Zusatz: Uebernahme der Möbel Bedingung. Das verhältnismäßig große Angebot erklärt sich daraus, daß viele Pariser während der Sommermonate aufs Land oder ins Seebad fahren, im Herbst und Winter nach dem Süden und dort von dem erzielten Mietspreis leben. Aber es sind auch Wohnungen mit mehrjährigem Vertrag zu haben. Schwierigkeiten und Laufereien beim Wohnungsamt kennt man nicht, da es diese Einrichtung nicht gibt.

Ich hatte nach zweitägigem Suchen eine mir zusagende abgeschlossene möblierte Vier-Zimmer-Wohnung gefunden. Mietpreis: 700 Franc monatlich. Etwa zwei Dutzend Wohnungen hatte ich besichtigt. Ein Zeichen, daß die Pariser Wohnungsvermittlungs-Büro sehr reell arbeiten. Die von Berliner Agenturen aufgegebenen Wohnungen sind fast immer schon längst vermietet.

Berliner und Pariser Wohnungen — welch himmelweiter Gegensatz! Zunächst rein äußerlich: dort hat fast jede Wohnung einen Balkon, hier kann man lange suchen, bis man einen findet. Und das Aussehen der Pariser Häuser ist schmutzig-grau. Sind die hölzernen Fensterläden geschlossen, hat man eine Erinnerung an Konstantinopel. (Auch der Handel auf den Straßen erinnert an den Orient.)

Und mit dem großen Mangel zu beginnen: Die allerwenigsten Pariser Wohnungen haben ein Badezimmer! Trifft man aber eine Wohnung mit Baderaum, so weist der Inhaber stolz, fast möchte ich sagen: ehrfürchtig auf diese Errungenschaft hin. Dem Mangel an häuslicher Badegelegenheit helfen die vielen privaten Badeanstalten ab, die stark besucht werden.

Auch Zentralheizung findet man in den Pariser Wohnhäusern viel seltener als in Berlin. Demzufolge auch selten Warmwasserversorgung. Aus diesen Gründen werden die Badezimmer, sofern sie eben vorhanden sind, durch Kohleheizung in Gebrauch gesetzt, in den wenigsten Fällen durch Gasöfen in primitiver Anlehnung an die moderne Junkersche Art.

Der Franzose liebt gute und vielseitige Mahlzeiten. Zweimal am Tage speist er warm: mittags zwischen 12 und 2 Uhr das Frühstück und abends zwischen 6 und 8 Uhr das Diner. (Das Souper kennen eigentlich nur die wohlhabenden Klassen. Es wird nach dem Theater im Restaurant eingenommen.) Man sollte meinen, daß der Franzose bei seiner Vorliebe für reichhaltiges Essen — jede Mahlzeit in einem bürgerlichen Haushalt besteht aus Vorspeise, Suppe, Fleisch mit pommes frites und Gemüse, Salat und Nachspeise. Wein und Brot nicht zu vergessen — besonderen Wert auf eine schön angelegte, geräumige Küche legt. Weit gefehlt! Den Pariser interessiert nur die Speise auf dem Teller; wo sie zubereitet wird, ist ihm anscheinend Nebensache. Denn die meisten Küchen sind winzige, halbdunkle Räume. Die deutsche Hausfrau bekommt keinen gelinden Schreck, wenn sie in Paris auf Wohnungssuche geht und die Küchen erblickt. Selbst in neueren Häusern vornehmer Gegenden ist der Küchenraum für deutsche Verhältnisse ein schauderhaftes Loch. Dazu kommt, daß die Küchen in Paris vielfach direkt an der Wohnungstür liegen und man sogleich beim Eintritt lukullische Düfte empfängt. Spülgelegenheiten sind kaum vorhanden. Der Wasserhahn ist nicht wie in Deutschland einfach zum Aufdrehen, sondern man muß ihn ständig drücken, um Wasser zu bekommen. Hört der Druck auf, läuft auch das Wasser nicht mehr. Von den besichtigten 24 Wohnungen hatten nur wenige eine moderne Wasseranlage in der Küche.

Und nun zu dem Ort, den man den verschwiegenen nennt. Diese deutsche Bezeichnung sollte eigentlich in diesem Artikel im weitesten Sinne Geltung finden. Aber als Chronist muß ich auch hierüber berichten.

Das W. C. — Ich schreibe getreulich, was ich sah: In einem vornehmen Hause in bester Gegend von Paris: Ein häßlicher viereckiger Holzkasten. Aber richtige Wasserspülung. — In einem anderen Hause der gleichen Gegend: Ganz moderne Anlage. — Am Boulevard Magenta, große Geschäfts- und Verkehrsstraße: Ein dunkler viereckiger Raum, kaum, daß man sich darin umwenden kann. Elektrische Birne wird eingeschaltet. Im Fußboden eine lochartige Oeffnung aus Kacheln. Ein Pendel, nach unten gezogen, erzeugt in dem Loch Wasserspülung. Diese Art W. C. haben viele Restaurants. Aus hygienischen Gründen.

Ein anderes Oertchen: Holzkiste, innen Zink, trichterförmig. Ein Handgriff an der Seite. Zieht man ihn hoch, fällt der Inhalt der Holzkiste in einen Ablauf. Zum Nachspülen steht eine große Kanne mit Wasser bereit.

Verlassen wir diesen Raum und wenden uns den Schlafzimmern zu. Das sind die Räume, auf die der Franzose hinsichtlich der Ausgestaltung die größte Sorgfalt verwendet. Die Wände zieren geschmackvolle Tapeten, oder sie sind bemalt, vielfach auch mit hellen Seidenstoffen überzogen. Diskrete Beleuchtung. Schwere Sammetvorhänge. Mehrere Spiegel. Das typische französische Doppelbett. Mit vielen Decken aus Wolle, Baumwolle und Schlummerrollen. Aber keine Federdecken. Seidene Steppdecken, reich bestickt, in rosaroter Farbe. Das Bettgestell mit prächtigen Verzierungen geschmückt. Handschnitzereien. Ornamente in Kupfer oder Messing oder Silberblech. Man schläft